Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 26. Mai 1885. Nr. 21.

Ernest Renan als akademischer Plauderer.

Von Arthur Feldmann.

Wenn Herr Ernest Renan, der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu", der „Urgeschichte des Christentums" und anderer mehr oder weniger sensationeller Werke ähnlicher Richtung, der von ihm zuerst ergriffenen kirchlichen Berufsarbeit treu geblieben wäre, so hätte er bei allen Erfolgen, die sein bestechlich schillerndes Talent auch im Kirchendienst unzweifelhaft errungen haben würde, doch auf einen Lorbeer verzichten müssen: auf den des Kanzelredners im großen Stil.

Er wäre durchaus unvermögend gewesen, sich neben den zeitgenössischen Koryphäen der katholischen Kanzelberedsamkeit der Franzosen, neben einem Père Didon, einem Père Monsabré, ja sogar neben einem Père Hyacinthe (Loyson) mit Glanz zu behaupten. Ist schon seine schriftstellerische Kunstweise eine sehr einseitige, wenn auch noch so virtuose, so ist es mehr noch seine oratorische. Im strengen Wortverstande ist er überhaupt kein Redner, sondern nur ein Plauderer (causeur).

Es wäre falsch, aus dieser auf eine vieljährige, persönliche Beobachtung begründeten Behauptung den Ton einer gewissen Geringschätzung herausklingen hören zu wollen. Ein vollendeter Plauderer steht in der Wertschätzung der Pariser nicht weniger hoch, als ein vollendeter Redner, der mit der Wucht seines rhetorischen Rüstzeugs die Volksmenge in der Kirche oder im Parlament oder auf dem öffentlichen Platze in seine Gedanken- oder Leidenschaftsbahnen zwingt. Ja, die heutigen Pariser sind geneigt, von einem gewiegten Plauderer noch mehr Aufhebens zu machen, als von einem gewiegten Kanzelredner, da nach ihrer eigenen Klage der erstere immer seltener werde und die „herrliche Kunst der wahrhaften französischen Causerie" nur noch drei oder vier untadelhafte Repräsentanten in der hohen Pariser Gesellschaft — le monde parisien — habe!

Einer davon ist der Komödienschreiber Sardou, der andere der poetisierende Geschichtsschreiber und lyrische Philosoph Renan, der dritte der paradoxale Kritiker und reaktionäre Journalist Barbey d'Aurevilly. Da die beiden ersten, der schmächtige, schwindsüchtig schleichende Sardou und der fette, gesundbehäbig einherschreitende Renan zugleich Mitglieder der Akademie, des Institut de France, sind, so hat die edle Plauderkunst selbst in den feierlichen Sitzungen dieser altangesehenen Körperschaft eine respektable Stätte gefunden.

Einen Sardou oder Renan eine gute halbe Stunde lang in der Akademie plaudern zu hören, gilt den Parisern als ein nicht weniger begehrenswerter geistiger Schmaus, denn eine Première in der Comédie française. Der kränkliche Sybarit Sardou läßt sich selten zur Uebernahme einer öffentlichen akademischen Plaudererrolle bereitfinden; dafür war es den glücklichen Causerie-Enthusiasten vergönnt, den Herrn Renan wiederholt bei feierlichen

Rezeptionssitzungen im Institut de France zu bewundern. Zu bewundern, jawohl, denn dieses Schauspiel ist in der That, rein äußerlich genommen, bewundernswert!

Das letztemal geschah es vor wenigen Wochen, als Renan die Willkommrede bei der Aufnahme des genialen Isthmendurchbohrers Lesseps zu — plaudern hatte.

Man denke sich die fette, strotzende Prälaten-Figur des Herrn Renan, eingezwängt in den dunkelgrünen akademischen Frack mit aufgestickten hellgrünen Palmen und einen Galanteriedegen an der Seite, hingegossen auf einen niedrigen, altmodischen Armstuhl, aus einem umfangreichen Manuskript, das in losen Blättern auf einem schmalen Tischchen ausgebreitet liegt, bald die witzigsten, bald sentimentalsten, bald salbungsvollsten, bald paradoxesten Dinge hervorplaudernd und mit einem durchstudierten Mienenspiel begleitend! Ist das nicht bewundernswert? Man sieht in der weiten Welt dergleichen kuriose Stücke nicht alle Tage . . .

Und Herr Renan, der akademische Plauderer, zwinkert mit den Aeuglein, schmunzelt mit den Lippen, lacht halblaut in sich hinein, beschreibt anmutige Bewegungen mit den runden, weißen Händen und weiß sich kaum zu fassen vor geistvoller Lust, neigt den etwas tief zwischen den breiten Schultern steckenden Denkerkopf vergnügt her und hin, macht effektvolle Kunstpausen, kokettiert mit dem Publikum, unter welchem sich gar viele feine und gefühlvolle Damen aus dem noblen Viertel Saint-Germain und Umgegend befinden — und endlich bricht donnernder Applaus los und dröhnt durch den Kuppelbau des ehrwürdigen Instituts, denn das schöne Spiel ist plötzlich zu Ende.

Ich habe nicht nur einige Reden Renans mit eigenen Ohren gehört, sondern auch die zierlichen Heftchen, in welchen man diese Plauder-Meisterstücke gedruckt kaufen kann, sorgfältig gesammelt. Das letzte Heftchen ist besonders interessant. Es ist der akademischen Aufnahme des hochachtbaren Gelehrten und Forschers Pasteur gewidmet. Nach dem Gebrauche des Instituts hatte Herr Renan nicht nur den Aufzunehmenden zu bewillkommnen und väterlich zu rezensieren, sondern auch auf dessen Vorgänger auf dem akademischen Sitz (in diesem Falle Emile Littré) die Lobrede zu halten. Gerade in diesem panegyrischen Teile habe ich wahrhafte Perlen der Renan'schen Raisonnier- und Plauderkunst entdeckt. Am charakteristischsten ist Renan immer da, wo er durch pittoreske Kleinmalerei und Vergleicherei um strenge wissenschaftliche Definitionen herumzukommen und die Zuhörer über den Mangel logischer Folgerungen hinwegzutäuschen sucht.

Ich kann mich nicht enthalten, ein Stelle zu übertragen:

„Die Wahrheit", ruft Renan aus, „die Wahrheit ist eine große Gefallsüchtige (une grande coquette!), mein lieber Herr; sie will nicht mit allzugroßer Leidenschaft verfolgt werden. Die Gleichgiltigkeit reüssiert oft besser bei ihr. Wenn man sie zu halten glaubt, flugs entschlüpft sie wieder; sie ergibt sich, wenn man zu warten versteht. In jenen Stunden, wo man ihr Adieu gesagt zu haben glaubt, offenbart sie sich am willigsten; liebt man sie aber zu sehr und geht man zu rasch mit Beteuerungen vor, dann zieht sie sich schmollend zurück."

Die Wahrheit eine Koquette! Arme Wahrheit!

Es ist ein ganz abenteuerlich herumfahrender Geist, der im Gehirn dieses Akademikers spukt. Der dicke, runde, schmunzelnde Herr Renan kann, wenn er einmal im Schöngeistigen und Paradoxen schwelgt und praßt, keinen kitzelnden Einfall unterdrücken, und wäre dieser an sich noch so ruchlos. Er ist ebenso abgestumpft gegen die Forderungen wissenschaftlicher Gründlichkeit, wie gewappnet gegen kulturpolitische und ethische Gewissensbisse.

Da ist ein gewisser solider Alfred Fouillée, der ihm gelegentlich einmal, freilich zunächst nur in staatswissenschaftlichen Dingen, seine lächerliche Unwissenheit gründlich vorgehalten.

„Ach, du meine Güte", antwortete Herr Renan, „man kann eben nicht alles aus dem Fundamente wissen; einer steht auf der Schulter des andern, und wir müssen uns alle gegenseitig helfen; keiner ist im Vollbesitz aller Erkenntnis . . ."

Ei, freilich nicht. Und für einen Akademiker vom Schlage Renans wird eben ewig die Hauptsache bleiben, pikant zu plaudern und die ernste, wissenschaftliche Arbeit von andern besorgen zu lassen.

Seine Erfolge bei den schöngeistigen Salondamen, bei den atheistisch-abergläubigen Marquisen und Duchessen des ancien régime — die Republik hat noch genug von dieser Sorte auf Lager — trösten ihn über die kritischen Anfechtungen.

Wie bemerkt, die trunkene Einbildungskraft verführt unsern Akademiker zu ruchlosen Ideen. So hat er z. B. einmal erklärt, es sei nicht die Aufgabe der Menschheit, mit Aufgebot all' ihrer Kraft an der geistigen, sittlichen und materiellen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes rastlos zu arbeiten, sondern in stiller Fassung jene auserwählten Familien neidlos zu betrachten, welche, dank der Grundlage aristokratischer Einrichtungen, auf der Sonnenhöhe des Lebens stehen. Sich in den Abglanz solcher Glückseligkeit zu versenken, sei nicht blos Aufgabe der Staatsdenker, sondern aller einigermaßen vernünftigen Menschenkinder, welche unsern Planeten zu bevölkern das Glück und die Ehre haben . . . Man sieht, daß dieser glänzende, sagen wir einmal: Schwätzer — hundert und einige Jahre zu spät in die Welt geraten ist. Als Zeitgenosse der Marquise von Châtelet-Lorraine und ihrer witzigen Kurmacher würde er sich doch weit besser ausnehmen.

In unserm biedern Deutschland, wo wir keine so aristokratisch gewöhnten Akademiker auf die Schaubühne vornehmer Gelehrsamkeit stellen können, hat Herr Renan eine zeitlang glühende Bewunderer gefunden. Wir empfehlen ihn dem Berliner Satyriker, der „nach berühmten Mustern" die Zeitgenossen so herrlich zu marinieren versteht. In der pikanten Sauce satyrischer Kritik sind diese spätromantischen Gespenster für unser ernstes realistisches Geschlecht noch am ehesten genießbar.

Unterirdische Bergpredigt.

Von Richard Weltrich.

1880.

Ich war gegen Abend von Tegernsee herüber gegangen nach Bad Kreuth, und auf der letzten Strecke, als Wald und Weg schon in Dämmerung sanken, kam mir ein Herr zur Seite, der in Begleitung eines Knaben war und das gleiche Nachtquartier suchte. Ein Gespräch ergab sich; der Fremde erzählte, daß er Kandidat der Theologie sei, an der Universität Erlangen seine Studien beendet habe und nun in der Eigenschaft eines Hofmeisters den Sohn des hannövrischen Freiherrn v. G. auf einer Ferienreise begleite. Ich fand es nicht notwendig, dem Fremden sogleich mit Personalien zu entgegnen; aber ich konnte ihn vertrösten, daß wir leicht Unterkunft finden würden; denn damals waren die Tage, in denen der Sommer zu Rüste geht und aus den Alpenbädern die Kurgäste sich längst verzogen haben. So traf man auch am Tisch des Passantenzimmers nur kleine Gesellschaft: ein paar herrschaftliche Jäger, Haus- und Oekonomiebeamte und einen jungen Arzt; es war am Qualm der Pfeifen zu merken, daß hier kein Brustkranker mehr der Erholung sich hingab. Meine Gefährten konnte ich jetzt erst besser ins Auge fassen. Der Kandidat war von magerer Figur, und die schwarze Kleidung, das seminaristisch-langschößige, mit Bedacht zugeknöpft gehaltene Röcklein, das er selbst in die freien Berge trug, verriet seinen Stand, auch wenn er sich Niemanden genannt hätte; dazu brachte er ein paar Mal ein Etui aus der Tasche, auf welchem mit mehr Sichtlichkeit als Geschmack die christlichen Symbolzeichen von Glaube, Liebe, Hoffnung eingestickt waren. Der Knabe, der etwa 13 Jahre zählen mochte, schien voll inneren Lebens zu sein; was in der Ausstattung des Zimmers an Natur und Bergwelt erinnerte, Raubvögel, Schnitzereien, Gemshörner und Hirschgeweihe, erweckte sein Staunen und Fragen; und wie hing er an den Lippen der Graubärte, der Jäger, als sie, des Tarokspiels endlich satt, sich an Weidmannsgeschichten was zu Gute thaten! Sein Mentor wollte andern Tags mit ihm an den Achensee gehen und nachher über das Plumserjoch in die Hinterriß; und da diese Route bereits in einsamere Regionen führt, so rückte der eine und andere mit Ratschlägen und Notizen heraus, und meine Spezialkarten schienen hier

ebenfalls der Orientierung dienen zu können. Indem ich sie aber aus der Reisetasche zog, kamen zugleich ein paar Mineralien zum Vorschein, welche ich kurz zuvor gekauft hatte: Proben aus dem Kreuther Marmorbruch, von der hellgrauen, mit spärlichen dunkleren Adern durchzogenen Sorte und der mattrötlichen, weißlich gefleckten; dazu zwei Stücke versteinerten Holzes, welche an einer Seite so hübsch angeschliffen waren, daß man die alte Holzstruktur auf das deutlichste erkannte. Der Knabe hatte das kaum bemerkt, als seine Aufmerksamkeit sich mir zuwandte: er legte die Gegenstände, welche von Hand zu Hand gegangen waren, äußerst zögernd vor mich hin; und dabei sah er mir so treuherzig in die Augen, daß ich dem jungen Blut, an dessen Frische und Gesundheit man seine Freude haben mußte, das eine Stück versteinerten Holzes wieder hinübergab mit dem Bemerken: „Wenn du es gut aufheben willst, soll dir's gehören!" Ueber das Gesicht des Knaben flog eine feine Röte, fast noch schöner wie sein verlegenes Dankwort; wogegen der Kandidat ergänzte: „Er hat eine Sammlung und trägt uns allerlei Kram heim."

„Im Sommer", knüpfte zu mir gewendet der Arzt an, „war ein Händler hier, von dem ich wirklich hübsche und seltenere Sachen gekauft habe; zum Beispiel eine polierte Marmorplatte, auf deren Fläche zwischen dem bräunlichen mineralischen Gefüge weiße Ammonshörner erscheinen; eine Sorte von Marmor, Muschelmarmor, welche im Oberpfälzischen in besonders schönen Stücken zu bekommen ist."

„Ammonshörner", warf ein alter Jäger ein, „das Zeug liegt, wo ich zu Haus bin, bei Heidenheim, auf allen Steinhaufen. Ich hab' als Bub eine ganze Schublade voll gehabt, in allen Größen. Aber mein Vormund, der Schullehrer, nahm's übel auf, wenn ich mit dem Heimschleppen der Steine mir das dünne Taschenfutter zerriß; und einmal gab's einen Prügeltanz, und die schöne Sammlung flog Stück für Stück zum Fenster hinaus. Mir scheint, jetzt weiß man so etwas besser zu schätzen."

„Da sind Sie freilich auf reichem Boden zu Haus", versetzte ich, „am Hahnenkamm, im fränkischen Jura. Ich kenne die Gegend. Die Plattenkalke aus Solenhofen mit ihren vorzüglich erhaltenen Einschlüssen von Fischen und Krebsen wandern jetzt durch die ganze Welt. Erst nordwärts vom fränkischen Jura und der rauhen Alp, auf den welligen Hochebenen von Franken und Schwaben, im Keuperboden, werden die Reste der Vorwelt spärlicher und formenarmer."

Der Jäger erhob sein Glas und stieß mit mir an; das Gespräch aber warf nun weitere Wellen. Man schien vom Arzte zu wissen, daß er in paläontologischen Dingen Kennerschaft habe; einer der Beamten richtete an ihn die Frage, ob in den jetzigen Meeren das ganze Geschlecht der Ammonshörner ausgestorben sei.

„Vollkommen. Die ächten Ammoniten erscheinen in Arten- und Individuenmenge zuerst im Lias, also im schwarzen oder unteren Jura. Sie sind Zeitgenossen der großen Meersaurier. Gegen den Schluß der Kreideperiode entarten sie, strecken sich, verlieren, wie in den Gattungen Anyloceras und Toxoceras, ihre kreisförmig gewundene Gestalt und erlöschen. Dabei möchte ich den Herren noch die Belemniten anführen, ein anderes Mollusken- und Kephalopodengeschlecht, das in enormer Anzahl der Individuen die Ammoniten begleitet; es sind die Teufelsfinger, wie das Volk ihre fossilen Reste zu nennen pflegt. Will man aber in der Meeresfauna der Gegenwart nach annähernd verwandten Geschlechtern suchen, so wird man an die Ammoniten erinnert durch die schönen Nautilusschnecken, an die Belemniten durch die Sepien."

„Mein Gedächtnis ist schlecht", begann der Beamte wieder, „und mit den Formationen passieren mir Dinge, wie den jungen Lateinern mit den Genusregeln. Peschel's Atlas des deutschen Reiches besitze ich selbst, und die geologische Karte nebst ihrem Schema der Farbenabstufungen hab' ich noch neulich betrachtet. Und nun im Augenblick, da die Herren von diesen Dingen reden, verwirrt sich mir wieder Lias und Trias und überhaupt die gesamte Reihenfolge der Schichten, und was für Gestein man unter Keuper versteht, ist mir entfallen. Möchten Sie nicht in Kürze nachhelfen, Herr Doktor?"

„Mit vielem Vergnügen; wir werden die Ordnung sogleich hergestellt haben. Sie wissen, daß die archäische Zeit vorausgegangen ist, mit der Bildung von Gneiß, Glimmer-

schiefer und mit Gneiß wechsellagerndem Granit, sowie die paläozoische Zeit mit Silur und Devon, also den beiden Grauwackenformationen, mit der Steinkohlenformation und hierauf der Dyas, nämlich dem Rotliegenden und dem Zechstein. Die mesozoische Formationsgruppe, das mittlere oder sekundäre Schöpfungsalter, beginnt mit der Trias, einem dreigliedrigen Schichtensystem von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, setzt sich im Jura fort, endet mit der Kreide. Die geologische Neuzeit endlich, die känozoische Formationsgruppe, hebt an mit dem Tertiär, also Molasse, Nagelfluhe, Sanden, Braunkohlen und anderen Bildungen, und reicht im Quartär über das Diluvium zum Alluvium, der Gegenwart. Diese Formationen sind sämtlich sedimentär, sind aus Meeres- und Wasserabsätzen entstanden, geschichtetes Gestein; wogegen Granit zum Teile, Grünstein, Porphyr, Trachyt, Basalt, als eruptive Masse glutflüssig aus dem Erdinnern emporgedrungen, wenn auch unter Mitwirkung von Wasserdämpfen gebildet, in Gängen und Stöcken die Sedimente durchsetzt."

Und nun verbreitete der Doktor sich mit wachsender Ausführlichkeit über die Gesteinsarten und explizierte, daß der Keuper vorwiegend aus bunten Mergeln, feinkörnigen Sandsteinen und Schieferletten bestehe, der Jura hingegen aus Kalksteinen, Thonen und Dolomiten. Er hätte das gelehrte Detail vielleicht etwas sparen können; aber er gab die Hauptpunkte klar, und niemals verließ ihn das Bestreben, eine wohlgeordnete Vorstellung zu vermitteln. Auch versäumte er nicht, zu erwähnen, daß weit weniger die Gesteinsarten den Unterschied zwischen den einzelnen Formationen abzugeben vermöchten, als vielmehr die in den Sedimenten eingeschlossenen, in Versteinerung, in Abdrücken erhaltenen organischen Reste, und daß aus der Gleichartigkeit ihrer Formen auf gleiches Alter der einschließenden Schichten gefolgert werde.

Der Beamte war mehr als zufriedengestellt, und die Unterhaltung wäre vielleicht unmerklich in andere Geleise gelangt, wenn nicht der Jäger noch ein paar Laienfragen auf dem Herzen gehabt hätte. Er wollte zunächst wissen, ob in den Zeiten, von denen zuletzt die Rede war, bereits Menschen auf der Welt gewesen seien; und sehr bestimmt inquirierte er den Doktor:

„Wie lang ist's her, daß ein Meer geflossen ist, wo jetzt im Fränkischen Städte und Dörfer stehen? Mehr als 10 000 Jahre?"

„Mehr als 100 000! Ihr müßt Euch die Dinge nicht von so kurzer Hand vorstellen. Die Erde ist alt, guter Freund, und ist langsam zu dem geworden, was wir jetzt sehen. Die sedimentären Schichten sind oft tausende von Metern mächtig und setzen ganze Gebirge zusammen; und so etwas braucht Zeit, um aus dem Wasser sich anzusammeln, um Gestein zu werden." Und damit wendete der Arzt sich wieder zu mir und nannte Lyell's „Antiquity of man".

Der Knabe, dem bei diesen Gesprächen Vieles unverständlich sein mußte und der doch hier ein Wissen ahnte, von welchem zu ihm noch kein Buchstabe gelangt war, hatte während dessen die Augen voll Verwunderung auf uns gerichtet; der Kandidat rückte ein paar Mal mit dem Stuhle.

„Ist mein Stein auch so alt?" fragte jetzt an mich gewendet der Knabe, „älter als Adam und Eva?"

„Das läßt sich schwer bestimmen, mein liebes Kind," entgegnete ich, „aber es wird wohl so sein."

„Daß die Welt ein wenig älter ist, als man früher gehört hat", interpellierte nun wieder der Jäger, „hab' ich mir schon selber gedacht. Aber was zu stark ist, ist zu stark. Wenn man das Alles so genau weiß, wie die Herren sagen, dann hole der Henker die Kalender und auch das Lehrbuch der Weltgeschichte, das theure, das ich meinem Bub für die lateinische Schule hab' kaufen müssen! Ueberall drucken sie hinein: 5800, 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt, und rechnen so weiter."

„Kalenderlügen! Man druckt aus Gewohnheit den Nonsens ein Jahr wie das andere! Es gibt aber auch Leute und Klassen von Leuten, die bei dieser Rechnung ihr Interesse finden, und besonders die "— Geistlichen, wollte der Doktor sagen, aber in dem Moment war sein Blick auf den Kandidaten gefallen, und er korrigierte, rücksichtsvoll, doch nicht ganz glücklich: die „Kalenderschreiber."

Aber am Horizont des Kandidaten war das Gewölk bereits aufgezogen. Er mochte den Blick, der ihn gestreift hatte, gesehen oder gefühlt haben; jedenfalls schien es ihm an der Zeit, nun auch seinerseits sich zu äußern. „Meine Herren", begann er, „wir sind in Gefahr, eine junge Seele, die an den Lehren der heiligen Schrift heranwächst, zu ängstigen und zu verwirren; die geologische Wissenschaft ist vielfach in der Irre, und ihre verwegenen Meinungen geraten in Widerspruch mit der Bibel, welche die geoffenbarte ewige und Allen verständliche Quelle der Wahrheit ist."

Der Doktor sah sein ganzes Wissen in Frage gestellt. Er replizierte jetzt mit geschärfterem Accent:

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, Herr Pfarrer, daß die Entstehung der Welt in der Zeit und in der Weise vor sich gegangen ist, wie sie nach hebräischer Lokalsage der alttestamentliche Fabulist erzählt? Oder sind bei Ihnen diese Dinge noch immer Glaubensartikel?"

Der Kandidat aber nahm sachte den Stein aus der Hand des Knaben, legte ihn vor mich hin, zitierte den Spruch: „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" verbeugte sich und wollte gehen.

Aber im nämlichen Augenblicke war auch ich vom Stuhle aufgefahren, und, empört über die thörichte Anwendung des herrlichen Bibelwortes, gab ich in seiner Sprache ihm zurück und rief ihm zu: „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht mißbrauchen!"

Die Thüre war zugefallen. Einen Moment war Alles stille; dann fluchten die Jäger, begann der Doktor sich zu moquieren, beklagte jeder den Knaben, der verblüfft und traurig sich mit entfernt hatte. Sonderlich überrascht war ich allerdings nicht von der geistlichen Produktion; denn ich kannte das Terrain, auf welchem, mit der Prätension, Schatten zu geben, so verkrüppeltes Baumvolk heranwächst. Indessen erhob sich Lärm auf dem Hausgang, von Bergschuhen und Alpenstöcken; Touristen waren zurückgekommen von einer Ersteigung des Risserkogls, wie man vernahm; und damit hatte der Abend in Schilderung der Wege, die sie gemacht, der Aussicht, die sie genossen hatten, sein breit sich abspinnendes Thema.

Am andern Morgen, als auf den Gräsern noch der Frühtau lag, fand ich mich wieder auf dem Wege. Das kleine Ereignis vom Abend zuvor war vergessen. Nur als ich in flüchtigem Vorübergehen den ebenen Plan des Bades Kreuth passiert, die langen Gebäude der Kuranstalt hinter mir hatte und wieder in den Fichtenwald eingetreten war, hemmte ein inneres Bild mir die naturfrohe Bewegung. Aus dem Schachte der Seele stieg frühe Jugendzeit herauf, Heimat, Elternhaus; Erinnerungen rannen zusammen. Das ist ja Kreuth, rief es in mir, wo die liebe Mutter, die nun lange schläft, einen Sommermonat zugebracht hat, und diese Wege wird sie oftmals langsam gegangen sein, deiner gedenkend! Wie klar aber wird nun mit einem Male das Gedächtnis, und eine ganze Seite des inneren Buches, das der Mensch mit sich trägt, erscheint vollbeschrieben, und die alte Schrift, wie wird sie mit jedem Augenblick deutlicher und heller! Hast sie doch abgeholt damals am Postwagen voll Jubel, und zu Hause im Stübchen hat sie dir Bilder gegeben und erzählt vom See, von den himmelhohen Bergen und den kleinen Alpenhütten! Und wie? Das war ja doch Bad Kreuth, wo ihr damals die unfreundliche Geschichte begegnet war, welche den Zorn des heranwachsenden Knaben entflammte? Das war aber folgende Geschichte.

Es befindet sich in Kreuth, dem Gebäude des Kursaals gegenüber, ein Wirtshaus mit kleiner Kapelle, und damals wurde, ich meine an einem Marientag, ein kirchliches Fest gefeiert. Der Kaplan hatte den Schmuck der Kapelle angeordnet, und da es an Händen fehlte für das Winden und Binden so vieler Kränze, so griffen selbst Badegäste mit ein, und freundlichem Beispiel und Bitten folgend auch meine Mutter. Zwar Protestantin, mochte sie ihrerseits ein solches Opfer für nichts weiter als gute Toleranz erachten, und dazu hatte sie ihre Lust an den frischen Feldblumen und Alpenkräutern, die ihr nun durch die Hand gingen. Sie band eine große, prächtige Guirlande und legte sie

um den Altar der Kapelle. In diesem Augenblicke trat der Kaplan in das Heiligtum und prüfte die Anstalten. Als meine Mutter nach einer Stunde noch einmal in die Kapelle blickte, war die Guirlande verschwunden; der Geistliche hatte sie eilends entfernen lassen mit der Weisung: „In meine Kirche kommen mir keine protestantischen Blumen!"

Das zog mir nun wieder durch die Vorstellung und rückte zusammen mit meinem eigenen neuesten Erlebnis. Aber mich labte die Bergluft, und die hellglänzende Sonne kam über den Wäldern herauf und schien mir in die Seele, und vor ihrem Taglicht verschwanden die priesterlichen Gestalten wie Nebelrauch. Ja, als ich bedachte, daß der genius loci Kreuth uns beiden einen kleinen Aerger gespielt hatte, vielleicht in Erkenntnis unserer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, ward mir fast fröhlich zu Mut, und ich hatte wieder meinen besten Wanderschritt. Ich will den Weg, der von Kreuth zum Achensee führt, hier nicht schildern; er ist etwas einförmig, weil man zu lange die nämlichen und zumeist ruhiger geformten Bergmassen und die gleichartigen Holzbestände vor Augen hat; erst wenn die Straße dem tirolischen See sich nähert, gewinnt man zur Seite eine tiefe Waldschlucht, in welcher die Wallach braust; dann kommen Kohlenmeiler, die Häuser von Achenkirchen und endlich die Seeflut, deren Farbenpracht, das tiefste Dunkelblau, an den Rändern in das Blaugrün des Pfauenspiegels übergehend, von keinem andern See der deutschen Alpen erreicht wird. Es war nahezu Abend geworden, als ich am Südende des Achensees aus dem Kahn stieg, an den Wirtschafts- und Klostergebäuden der Pertisau. Am andern Tag ging ich die steile, von der vorderen Spitze des Sonnwendjochs überragte Straße hinab nach Jenbach und nahm Mittags mein Quartier im Gasthof zum Stern, in dem altertümlich interessanten Städtchen Hall nahe bei Innsbruck.

Mein Plan war diesmal, von Süden her in das Karwendelgebirge einzudringen; insbesondere wollte ich die Quellen der Isar, deren raschem Wellenzug ich von den Münchener Brücken so oft zugesehen hatte, einmal besuchen. Ich verstehe unter Karwendelgebirge die ganze Kalkalpenmasse, welche zwischen der Isarlinie Scharnitz-Fall und der Einsenkung und Straße zwischen dem Achenpaß und Jenbach gelagert ist; während sie im Osten sich in undeutlicher gesonderte Berggruppen auseinanderbreitet, gliedert sie sich im westlicheren Teil zu vier mächtigen Parallelketten, deren südlichste als lange, steile Mauer zum Inntal abfällt; jenseits derselben aber entspringt auf der obersten Stufe des Hinterauthals am Lavatscherjoch der Quellbach der bergkräftigen, graugrünen Isar.

Ich wußte wohl, daß mich diese Wanderung in die ödesten Teile des Hochgebirges führen würde. Denn das ist echtes Bild der Kalkalpen: zerfägte Kämme, verworrene, in unzählbare Spitzen und Thürme aufgelöste Grate, Steingeröll, graue, von Erosion zernagte Steilwände, Mangel an Schnee- und Eisbedeckung selbst bei hochalpiner Erhebung in Folge der jähen Neigung der Hänge, spärlichere Vegetation, Schwerzugänglichkeit und Stille. Für diese Form der Alpen sind die Karwendelketten, die wilden Kaiser von typischer Ausgeprägtheit. Südlich vom Innthal gibt das Hochgebirge ganz andere Bilder; von den sanften, waldreichen Matten der Schiefervorberge steigen die Zentralalpen allmählich an, bauen sich auf in breiter, ruhiger Masse, senken langgestreckte Gletscher in die Hochmulden herab, bis die letzte, höchste, weiße Mauer sich über ihnen gürtet und aus dem Firnschnee da und dort ein Horn, ein Steildach zum Himmel sich aufstreckt. Das ist nun eine weit reichere, farbenreichere, in den unteren Regionen auch freundlichere und menschenbelebtere Welt. Aber ich meinte nun einmal, mir würde am wohlsten inmitten der grauen Felsenwände, wo die einsame Natur von nichts redet als von sich selbst und aus den mächtigen Formen der nackten Steinsäulen und Geröllbetten den stillen Wanderer etwas anrührt vom Geiste ihrer wilden und rücksichtslosen Kraft.

Also ging ich von Hall die schmale Straße nordwärts, welche am freundlichen Dorfe Absam vorbeiführt und den Gnadenwald zur Seite läßt. Dabei hebt sie sich, zuerst nur allmählich, dann merklicher, und bald sieht man sich vor den Thoren der Bergwelt. Eine Windung des Weges entrückt das Innthal; Felswand ist zur Linken, zur Rechten der Straße senken die Schuttfelder des Bettelwurfkars sich herab und die weißgrauen Steinmassen des mehr als 8000 Fuß hohen Speckkarstockes. Ein Bergbach rauscht neben dem Weg, und in den überall zu Tage liegenden Röhren der Salzleitung

gluckst das Wasser. Sonst wird's schon stiller; die Zerstörungen der Frühjahrslawinen sind in Schutttrümmern und verstreuten Blöcken erkennbar; an der Höhe einer Wand ist ein überdachtes Christusbild befestigt. Wegwindungen führen weiter aufwärts, in Waldbestände von Ahorn- und Lärchenstämmen und kriechenden Latschen; dann, im Rücken einer kleinen Kapelle, erweitert sich die Gebirgsschlucht zum Kessel, und wie verloren in vereinsamter Welt kommen die grauen, bescheidenen, aber aus massivem Material erbauten Häuser des Hallerbergwerks zum Vorschein. Im Hintergrunde steigen die nackten Felswände zirkusartig steil an: dort wird das Lavatscherjoch sein, dort hinüber wird mein Weg gehen.

Das Bergwerkshaus pflegt Passanten, falls nicht Notfälle eintreten, keine Unterkunft zu geben; man erhält nur spärliche Erfrischungen, Tiroler Wein, Eierspeisen; ein Nachtquartier, eine Almenhütte, konnte ich erst jenseits des Lavatscher-Jochs erwarten. Die Mittagssonne hatte aus blauem Himmel heiße Stralen geworfen, und nur ein paar Wolkenballen schoben sich langsam von Kamm zu Kamm; jetzt, während meiner Rast, merkte ich, daß es ringsumher trüber werden wollte. Ich ging mit einem Bergknappen hinaus, um mir den Steig über das Joch weisen zu lassen; er machte eine Strecke mit, aber dichter Nebel zog uns entgegen, senkte sich herab in Kessel und Schluchten. „Heut' kommen Sie nicht hinüber", berichtete mich mein Begleiter; die Steine würden im Nebel schlüpfrig, und wenn rings Alles verdüstert sei, kenne in den öden Felshängen Keiner sich aus. Ich sah wohl, daß hier jeder Schritt thöricht und vergeblich sein würde. Die Bergleute, bei denen ich sondierte, ob man nicht etwa hier oben eine Nacht zubringen könne, stellten das kurzweg in Abrede, und ich machte mich verdrießlich bereit, den dreistündigen Weg nach Hall rückwärts zu wandern. Da fiel mir ein, mich beim Oberbeamten melden zu lassen; ich zog die Saiten naturwissenschaftlichen Interesses auf, kam mit ihm ins Gespräch, trug mein Anliegen vor und der gefällige Herr, der den jetzt trostlos niederströmenden Regen mit in Betracht ziehen mochte, sagte mir sein schützendes Dach zu. Es wurde verabredet, daß ich den Anstieg zum Lavatscherjoch am anderen Morgen versuchen, diesen Abend aber das Bergwerk kennen lernen solle; der Oberhutmann, ein Aufseher, wurde herbeigerufen und in Kenntnis gesetzt. Zunächst aber führte mich der Beamte in die Plan- und Modellkammer, zeigte mir eine Menge Karten sowie unter Glas eine plastische Nachbildung sämtlicher Werke, ein erstaunlich verzweigtes Netz sich in allen Richtungen durchkreuzender Fäden; denn im eilften Jahrhundert bereits begann hier der Stollenbau, und jede Generation hat die Werke erweitert; wie denn noch jetzt die Saline zu Hall jährlich an 300 000 Zentner des reinsten Salzes produziert. Nun setzten wir uns zusammen, und während der Rotwein im Glase stralte, nahm das Gespräch gar freundlich den Fortgang. Der Beamte erzählte, daß seine Familie in der Saline zu Hall wohne, er selbst, abwechselnd mit dem zweiten Verwalter, die Hälfte jeder Woche im Berghaus zubringen müsse; da sei ihm, wenn es zuweilen anginge, etwas Gesellschaft willkommen. Man lebe hier oben so still und frugal wie in einem armen Kloster; der Transport von der Stadt her sei zu schwierig, da das Berghaus bereits in einer Höhe von 4600 Fuß liege; Wild, Gemsen gäb' es genug in den Bergen, aber das sei Jagdgebiet des Fürsten von Hohenlohe, des Grafen von Thurn. Und wie verwünscht sitze man hier oben zur Winterszeit! Dann sei der Dienst auch nicht ungefährlich; im Schluchtweg am Bettelwurfkar, dort, wo an der Wand das Christusbild hänge, gingen oft Schneelawinen nieder, den Weg versperrend oder plötzlich bedrohend.

Das zu hören, zu sehen, gab nun Alles Anregung, hatte sein eigentümliches Gefüge, seine Stimmung, und ich empfand mit Lust die gastfreundliche, in Offenheit, in feiner Beobachtung guter Lebensformen auf das Liebenswürdigste sich offenbarende Art meines Wirtes. So war ich auch bestens vorbereitet, als gegen acht Uhr abends der Aufseher sich wieder meldete, um mich in die Tiefen zu führen.

Ich schlüpfte in den üblichen Anzug, langen, grauen Mantel, stülpte eine Mütze aus Filz auf den Kopf, der Bergmann zündete sein Lämpchen an, und öffnete, wenige Schritte vom Hause, eine Thüre, wie man sie vor Felsenkellern sieht. Der erste Stollen mochte etwa 1000 Klafter Länge haben; ein ebener, bequemer, zumeist mit Holzdeckung

ausgeschlagener Gang. An seinem Ende bogen wir in einen Flügel ein, stiegen in senkrechtem Schacht auf langer Leiter abwärts und, nachdem ein zweiter, gegen eine Viertelstunde sich erstreckender Stollen passiert war, abermals in die Tiefe. 160 Stufen ging es hinab: ich aber wußte nicht, wie lange diese Passage dauern werde, und das Lämpchen verbreitete nur matten Schein über die allernächste Umgebung. Dazu wurde mir auf den untersten Stufen der Schritt etwas unsicher, so daß ich den Führer verlor und mich einen Augenblick in völliger Dunkelheit befand, als sich plötzlich ein großer, gewölbter Saal vor mir öffnete und ein See ausgebreitet lag, dessen Rand von langen Flammenreihen erhellt war. „Das ist Märchenwelt", rief ich laut, als ich zu Wort gekommen war, „ist Macht und Geheimnis des Märchens" und sprach dem Führer stürmisch meine Freude aus; der aber weidete sich schweigend an meinem Erstaunen und lächelte mitunter; denn, wie ich später erfuhr, hatte er mit Absicht mich ohne jede Vorahnung gelassen und seine Instruktionen aufs Wirksamste ausgeführt; wie auch die volle Beleuchtung des Raumes, das Anzünden von 300 Kerzen, in aller Stille vorbereitet war. Kaum aber hatte das Auge mit Helle wieder, mit unterirdischem Glanz sich vertraut gemacht, als auf entgegengesetzter Seite des Wassers ein Fahrzeug, eine rudernde Gestalt erkennbar ward; langsam lenkte der kleine Kahn zu mir her, landete, ein Bergknappe erhob sich, winkte mir einzusteigen und fuhr zur Mitte des Salzsees. Und hier zeigte sich eine neue Ueberraschung; denn aus Felsstücken gebildet, erhob sich eine kleine Insel, und zwischen Stein und Moos sah man Gnomengestalten und graubärtige Zwerge, Kerzen haltend und mit allerlei Hantierung beschäftigt; eine Ausarbeitung der Bergleute und eine plastische Gruppe und Szenerie, welche im stillen Schoße der Erde so natürlich und rechtmäßig zu sein schien und zu den Eindrücken, unter denen ich befangen war, so gut stimmte, daß ich glaube, wenn damals ein Berggeist aus Felsenspalten getreten wäre und hätte sich mir als Beherrscher der untern Regionen vorgestellt, ich hätte ihn gelten lassen ohne alle Anwandlung von Thomasgemüt. Nachdem aber die Phantasie ihre Stunde genossen hatte, setzte mir mein Oberhutmann auseinander, daß der Salzsee, das Erzherzog-Johann-Werk, eine künstliche Bildung sei, und daß solche Höhlungen sich noch anderwärts im Berge befänden, die älteren aber wasserlos und halb zusammengestürzt. Da nämlich der Hallerberg das reine Steinsalz nicht in kompakten Massen enthält, vielmehr das Gestein, Kalk, Gyps u. A. nur mehr oder minder reichlich von Salzgehalt und produktiven Bändern durchzogen ist, so legt man, wenn in günstigem Bezirk eine neue Salzquelle eröffnet werden soll, Gänge zusammenlaufender Richtung an und erfüllt sie mit Wasser. Das Wasser laugt das Gestein aus, erweicht es, bildet große Höhlungen, sammelt sich mit Salz gesättigt als Soole auf ihrem Grunde zu einem See; und von ihm ab wird es in Röhren zur Saline nach Hall geleitet, woselbst mittelst Erhitzung die flüssigen Bestandteile verdampft werden und mächtige Schaufeln die weißen, feinkörnigen Salzmassen aus den Pfannen ziehen.

Wir stiegen die Stufen wieder hinan und tappten weiter. Um die Verschiedenartigkeit des Gesteins kennen zu lernen, wurden Verzweigungen eines Stollens verfolgt, in denen zuweilen das Geröll am Boden gehäufter und die Decke so niedrig wurde, daß man kriechen mußte. „Vorige Woche ist mir hier ein Engländer umgekehrt", bemerkte mein Geleitsmann; „er hat der Decke nicht getraut. Es hält aber." Und dabei klopfte er noch an das bröckelige Gestein und versicherte mir, da er sein halbes Leben im Bergwerk zugebracht habe, kenne er sich hier unten aus, wie ein Herr in seiner Burg und er wüßte den Rückweg zu finden, selbst wenn ihm das Licht verlösche. Einmal stiegen wir auch einen Schacht hinab, in welchem das Atmen beschwerlicher wurde und die Lampe nicht mehr brennen wollte, bis nach oberen Stollen führende Luftklappen aufgestoßen wurden. Ich wünschte Bergleute in Arbeit zu sehen, und das führte nach weit entlegenen Regionen. Endlich aber vernahm ich doch dumpfes Schlagen und Klopfen; Bergknappen, in den Eingeweiden der Erde grabend, rückten die Mütze, und Einer wie der Andere sprach mit höflichem Ernste den schönen Gruß: Glückauf!

Wir waren wieder allein. Ich spürte einige Müdigkeit in den Füßen, bot meinem Begleiter eine neue Zigarre und ersuchte um kurze Rast. „Wie tief sind wir jetzt unter

der Bergoberfläche?" fragte ich. „2000 Fuß tief. — Hier umher liegen hübsche Mineralien, ich will etwas für Sie suchen." Dabei entfernte er sich ein wenig und ließ mich im Halbdunkel auf einem Steinblock sitzen.

Mir wurde doch seltsam zu Mute; die Schauer der Einsamkeit rührten mich an. Monotone Oede weit umher, absolute Lautlosigkeit der Natur; auch nicht ein Lufthauch redete von Leben. Ich erwog die ungeheure Erdmasse, die über mir lag; es ist ein Grab, sagte ich mir, der Frieden des Grabes; vom Sternenlichte so fern träumte ich, es wäre mit denen da droben keine Verbindung mehr, führe kein Weg mehr hinauf zu den lichten Höhen. Und doch flog die Sehnsucht aufwärts, Sehnen nach Leben und Unruhe, Freiheit und Sonnenwelt. Deine Seele ist ein Stäubchen im All, als Individualität gefestigt, vom Willen rastlos bewegt, ein glühender Punkt und ein verglühender. Wie lange hält er noch zusammen? Wann werden von seinem Zentralfeuer die Kräfte verzehrt sein, die freien Teilchen wieder hinausstäuben ins unendliche All? Ueber kurz oder lang! Spät oder frühe! Noch ringen die Zwecke, noch gilt dir für jeden Tag: rege und hebe dich, lerne und lehre, stirb und werde!

Indem mir so die Gedanken gingen, war mein Geleitsmann wieder zurück gekommen. Er hatte Kryſtalle gefunden und gab mir ein Stück, das auf dünner grauer Bodenfläche in großer Menge feine, glitzernde Säulchen gerade aufgeschossen oder gegen einander geneigt sehen ließ. „Es werden Gypskryſtalle sein," sagte ich, brach ein einzelnes Säulchen los und betrachtete es auf die Regelmäßigkeit seiner Form. Der Bergmann bestätigte meine Bezeichnung; und indem er an den Felsen hinleuchtete, bemerkte er, daß hier von Salz kaum eine Spur vorhanden sei.

„Dann befinden wir uns vielleicht an der Grenze der alten Meeresbucht oder des Binnenmeeres, in dessen Grundschichten wir umhergewandert sind," erwiderte ich und erhob mich zum Aufbruch.

„So meinen Sie auch, daß hier einmal Meeresboden war? Aber" — setzte er rasch hinzu, als ob er die zweifelnde Form seiner Frage verbessern wollte — „der Herr kennt sich in den Sachen aus."

„Ich kenne wenig davon, guter Freund, aber was die Steinsalzlager betrifft, so ist das freilich ausgemacht, daß sie Absatz aus alten Meeren sind oder doch aus Wasserbecken, welche wie das Meer in sehr reichlicher Menge aufgelöste Bestandteile von Chlornatrium enthalten haben. Vom toten Meer in Palästina habt Ihr gewiß gehört, in der biblischen Geschichte, und von seinem Zufluß, dem Jordan. Dort bildet vor unseren Augen, in gegenwärtiger Zeit, sich langsam ein Steinsalzlager; denn der Jordan ist erfüllt mit aufgelösten Bestandteilen von Chlornatrium und Chlormagnesium, und da das tote Meer keine Abflüsse hat, so vermag das ihm zugeführte Wasser nur durch Verdunstung zu entweichen, während Salzgehalt am Rande und auf dem Boden zurückbleibt".

„Aber daß man das Salz jetzt in der Tiefe findet und im Innern unserer Berge, wo doch kein Mensch eines Meerwassers gedenken kann, das wenn Einer erklären könnte!"

„Das ist längst erklärt", versetzte ich, „und die Naturforscher finden dabei nichts Verwunderliches. Mit den Kalksteinschichten, die ihr in deutlichen Bändern und Streifen gelagert seht, und mit dem Gyps, der Eure Steinsalzlager so oft begleitet, ist es nicht anders. Der Gyps ist entstanden durch Absatz von schwefelsaurem Kalk; es sind lauter Bildungen aus Niederschlägen in Wasserbecken, wobei chemische Veränderungen der Stoffe stattgefunden haben. Langsames, durch Kräfte vulkanischer Art bedingtes Aufsteigen von Küsten im Wechsel mit Sinken findet heute statt wie ehemals. Festland und Gebirge, soweit wir sie kennen, sind zumeist alter Meeresgrund, gehoben zur Höhe, und manches Land, das einst von Wäldern grünte und von Tieren bewohnt war, wird jetzt ruhen als Meeresgrund."

Die Augen des Mannes leuchteten. „Herr", begann er, „wollen Sie mir nicht ein wenig mehr von diesen Dingen sagen? Unsereins kommt selten dahinter! Ein gutes Teil von meinem Leben hab' ich hier unten zugebracht in Stein und Erde; da kommen Einem wohl manchmal Gedanken. Als die Herren bei uns im Berghaus waren, die Naturforscher aus der Schweiz und aus Deutschland — Sie werden die Namen im Fremden-

buch gefunden haben, eine große Versammlung — ist von solchen Sachen verhandelt worden. Und ich hab' selbst einmal ein gutes Buch gehabt und zu Feiertagszeiten darin gelesen! aber es ist verloren worden, und Niemand redet mit Einem davon; es ist ein Elend!"

Er lehnte sich an den Felsen und schaute mir ins Gesicht, wie ein Mensch, der auf Erhörung hofft.

Da flammte es durch mein Gehirn und mir war, als riefen Stimmen aus Gestein und Fels: Sprich mit ihm! Zeuge von uns! Wer zu reden die Kraft hat, soll reden, und wen nach Wissen verlangt, der ist wert zu wissen! Und Bilder uralter Zeiten zogen zu mir heran, Welle auf Welle; und ich begann:

„Im Anfang war das Feuer und flammender Dampf schlug in Wolken empor über den Erdball. Denn glutflüssig war seine Masse und geschmolzen alles Element. Und die Rotglut wälzte sich und züchte auf, und in Feuertosen jagte der junge Planet seine Bahn.

„Aber die Wärme strahlte aus in den kalten Weltraum, und träger, blasig und schlackig floß endlich die kühler gewordene Masse. Da begann ihre Oberfläche zu erstarren und wurde zur Kruste. Und Hohlräume entstanden zwischen ihr und den ungleich sich zusammenziehenden tieferen Schichten, und Stücke der Schale stürzten auf den Erdkern herab; da ward zum ersten Male der Unterschied von Hochland und Thal. Und in den Niederungen sammelten sich die Dünste des Luftkreises und rannen zusammen zu Gewässern; da ward zum ersten Male der Unterschied von trocknem Lande und Meer. Und die Meere dampften und spieen Blasen, und im Kampfe von Hitze und Wasser bildete sich aus den Elementen das Urgestein.

„Und dunkel flutet das Weltmeer, und kälter werden die Gewässer. Starr sind die Inseln, die über ihrem Spiegel ragen, öde Felsriffe. Noch grünt keine Pflanze auf ihnen, noch schreit kein Tier; nur in den Meeren schlingt sich Tang und Gewirr und beginnen Würmer zu kriechen. Und das Wasser leckt an der Erdveste und mischt die Stoffe von Neuem und lagert sie ab auf seinem Grunde. Neue Inseln tauchen empor, versinken und heben sich wieder; da beginnt sich das Land mit Pflanzen zu bedecken. Aber im Meere wiegen Haarsterne auf Stielen die Kronen, rudern langarmige Weichtiere, gleiten seltsame Krebse und Fische, wachsen Korallen. Und das Land wird an Umfang größer, und zu Sümpfen sammelt sich auf ihm das Wasser des Himmels, der Regen. Mit Kohlensäure ist die Luft gesättigt, und durch dichtes Gewölk, feuchte Wärme erzeugend, dringen die Strahlen der Sonne. Da wuchert's in den Niederungen auf, an den Küsten und in den Sümpfen; baumhohe Farne schießen empor, Bärlappe und schachtelhalmartige Pflanzen: an Anzahl überreichlich, doch von einförmiger Gestalt; ohne Blütenschmuck, dürftiges Blattwerk und steifes Gehälme. Im Röhricht werden die ersten Tiergeschlechter lebendig, die auf dem Lande wohnen und Luft atmen, Spinnen, Skorpione, Käfer und vereinzelt Reptilien. Aber kein hemmender Wille beschränkt und ordnet den Pflanzenwuchs; zahllose Jahre gehen dahin, und zahllose Stämme und Strünke sinken übereinander, Moor bildend und schwarzen Moder. Und wieder schwanken die Grenzen von Festland und Meer, Geröll und Gestein bettet sich über den Moderlagern, preßt sie zusammen. Da beginnen die Pflanzenreste sich langsam in Steinkohle zu verwandeln. Und als die Erdoberfläche solche Gestalt und Bildung erreicht hatte, waren Millionen von Jahren vorüber; da ging das erste Zeitalter der Schöpfung zu Ende.

„Aber die lockende Sonne ging wieder und wieder über dem Meeresspiegel auf, und der Himmel ward heller. Und in den Gewässern wuchsen und mehrten sich lebendige Wesen neuer Form und Gestalt. Schon erscheint das erste Säugetier, noch unbeholfener Bildung, und neben wuchernden Farnen, Schachtelhalmen und Zapfenpalmen entfalten Nadelholzwälder den festeren Baumwuchs. Und des mittleren Schöpfungsalters zweiter Zeitraum folgt. Da fängt es an, in den Meeren zu wimmeln wie nie zuvor, von Muscheltieren und Schnecken, von Fischen, Seeigeln und Seeschwämmen. Und die Ichthyosauren peitschen die Flut, krokodilartige Tiere mit tellergroßen Augen, mit langgestrecktem, nacktem Körper und Ruderfüßen, und die Plesiosauren heben den schlangenartigen Hals

über die Wellen; beide die Räuber und Herrscher des Meeres, gefräßig schlingende Ungeheuer. Aber auch aus den Sümpfen des Landes winden sich riesige Eidechsen, und Schildkröten schleppen sich trägen Ganges. Niemals wieder sind Reptilien in solcher Menge und in solcher Größe über die Erde gekrochen als damals. Und schon versucht die Natur sich in einer neuen, kühneren Form: Eidechsen, mit Flughäuten ausgestattet, schwingen sich von Baum zu Baum, und ein wirklicher Vogel flattert über die Erde, auch er noch nur Abartung schon vorhandener Tiergestalt, in Körperteilen den Reptiliengeschlechtern noch ähnlich. Denn nur allmählich, in langsamem Ringen, verändert die Natur ihr Gewand und formt das höher entwickelte Leben, die mit bestimmteren Merkmalen gezeichnete Gestalt. So ziehen abermals ungezählte Jahrtausende dahin. Und es ist, als ob die Erde einmal müde würde des Schaffens; indem in den Meeren die Mischung der Gesteinsabsätze sich verändert, die Bildung der Kreidelager ihren Anfang nimmt, schwindet und stirbt bisheriger Zeit vieltausendfach regsame Tierwelt. Und Meeresboden wird wieder Landfläche, Küstenstriche sinken unter den Meeresspiegel. Vernichtet für immer, in Gestein eingebettet, begraben, aufbewahrt liegen Schalen und Knochen zahlloser Geschlechter. Und als die Erdoberfläche solche Gestalt und Bildung erreicht hatte, da ging das zweite Zeitalter der Schöpfung zu Ende.

„Aber die Erde zuckte wieder auf in Wehen neuer Geburten. Grenzen der Oceane und Kontinente ordnen sich zu vielzackigen Linien, und die Umrisse werden ähnlich den heutigen. Neues Gestein schwemmt und ballt sich zusammen. Höher als jemals zuvor heben sich die Gebirge, und die Landschaft der Erde wird großartiger, wird wechselvoller und schöner. Aber die Erdrinde selbst ist doch kühler geworden, und ungleich wird die Erwärmung ihrer Oberfläche. Denn nicht überall hin wirkt die Bestrahlung der Sonne mit gleicher Dauer und mit gleicher Kraft. Da erstarrte an den Polen und auf den Hochgebirgen zum ersten Male das Wasser zu Eis, und um die Mitte der Erdoberfläche sammelte sich die Luftwärme. Das ist des neuen Schöpfungsalters erster Zeitraum. In den Gewässern aber, in Wald und Feld sproßt junges Leben. Laubholzwald wölbt überall die Baumkronen, und hochragende Palmen neigen im Linienschwung ihre Blätter. Kriechgewürm aller Art schleicht wieder am Boden, Riesenvögel schreiten über das Flachland, und in Busch und Dickicht ist ruheloses Getriebe, lautstimmiger Lärm. Denn nun schreien und brüllen, malmen und schlingen, graben und klettern in Menge Geschlechter der Warmblüter, der Säugetiere.

„Aber ihre Formen alle bedroht noch einmal Vernichtung. Berghöhen sinken, Gletscher schmelzen, Wasserfluten wälzen sich über das ebene Land, bedecken mächtige Flächen mit losem Geröll. Und wieder Jahrtausende währt diese letzte Umwandlung; zusammenhängender wird alles Festland und mit Wohnraum und Klima wechseln die Tiergeschlechter ihre Gestalt. Mammutheerden zertreten das Gras, und Urstiere stampfen den Boden; im Laubwald weidet der Riesenhirsch; Bär und Hyäne schleppen blutende Beute in Höhlen. Und dort schweifen Geschöpfe von anderer Art, jagen die Tiere; ihnen selbst in Lebensweise noch ähnlich, doch unterschieden durch aufrechten Gang, durch beweglicher blitzendes Auge, zur Wölbung strebende Stirne. Das sind die ersten Menschen, ein wildes Geschlecht, das um Tierfelle, um Ruhelager, um Weiber sich totschlägt.

„Und ruhiger wird endlich die Welt, und der Gewässer Lauf ist geordnet. In Schlamm und Sand begraben liegen die Mammutleichen. Aber die Menschen haben sich gemehrt, und sie herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriecht. Denn sie haben das Feuer selber zu erzeugen gelernt, bauen sich Hütten, schmieden Geräte und Waffen. Und sie haben den Dingen, welche ihr kluges Auge erfaßt, Bezeichnung geschaffen, Namen und Sprache. Sie achten auf alle Erscheinung am Himmel und auf Erden, und wenn der Sturm in den Wolken braust und das Gewitter in Blitzen zuckt, glauben sie fürchtend höhere Mächte und nennen sie Götter. Da wächst aus Furcht Verehrung und aus Vereinigung Sitte und Gesetz. Das ist der Gegenwart Morgendämmerung, des Völkerlebens Anfang. Und nun ist es dahin gekommen, daß der Mensch den Zustand von Zeiten erkennt, in denen noch kein Auge das Licht sah, und er schreibt ihre Geschichte, aber auch die Geschichte

seines Denkens und seiner Schöpfungen; denn die Herrschaft des Geistes ist angebrochen auf Erden" —

Durch Wesen und Gestaltung von Aeonen hatte ich meinen Zuhörer geführt. Ihm mochte sein wie dem Kinde, das durch Kraft einer Zauberlaterne Szenenzug um Szenenzug gewahrt. Mit keiner Bewegung hatte er mich unterbrochen. Indem er jetzt Einzelnes sich wiederholen ließ, sah ich, wie treu er das Ganze zu erfassen strebte, wie empfangener Erkenntnisstoff in ihm lebendig und gährend ward, gleich Blasen neue Fragen aufwerfend. Ich aber stand ihm willig Rede und brachte nach und nach die hauptsächlichsten Begriffe der geologischen Lehre zur Sprache mit mancher Zugabe aus sonstiger Naturwissenschaft; wobei Beobachtungen, auf welche der praktische Beruf den Bergmann schon früher geführt hatte, mir trefflich zu Statten kamen. Auch nannte ich ihm jetzt die Bezeichnungen, welche die Geologie für die Schichtensysteme festgestellt hat, und deren Reihenfolge; und kein Professor in seinem Hörsaal, wenn er die Federn der Studenten fliegen sieht, kann mit mehr Genugtuung ihr Bemühen verfolgen, als ich empfand, da der schlichte Bergmann nun ein Bleistiftlein hervorzog und, zur Laterne niedergebückt, in seinen Grubenkalender, oder was es sonst sein mochte, ein paar Notizen zu machen versuchte. Aber ich litt es nicht; ich versprach ihm, die Namen selber aufzuschreiben nebst den bedeutsamsten Merkmalen der Zeitalter und ihrer Epochen. Morgen früh solle er's haben.

„Und von all dem haben wir nichts gelernt in den Schulen und nichts erfahren", fiel der Bergmann nun ein, und in seine Stimme kam ein bitterer Ton, „und der geistliche Herr hat mir noch neulich gesagt, um das, was Naturforschung heiße, solle man sich nichts kümmern, ich wüßte genug für mein Bergwesen und das andere sei wider den Glauben!"

„Mag wohl sein", versetzte ich, „diese Herren werden die Wissenschaft leugnen und die Unwissenheit pflegen, bis ihnen der letzte Mann aus dem Volke den Rücken kehrt."

Wir schickten uns zum Gehen an, aber die Schritte kamen bald wieder ins Stocken. Denn der Durst des Mannes war entzündet, nicht gestillt; er kam auf den Anfang der irdischen Dinge zurück und vom Erdball auf die Welt; er meinte, man werde jetzt auch vom Zustande der Sonne mehr wissen, als sich die Kinder erzählen, wollte erfahren, ob auch die Sterne belebt, bewohnt seien; und indem ich seiner Wißbegierde folgte, rollte uns beiden im dunklen Bergschoß der Sternenhimmel sich auf, glänzte der Mond, zogen die Planeten ihre alte, leuchtende Bahn.

Ich setzte ihm auseinander, daß im gesamten Weltall soweit unser Auge, unser Forschen reiche, die gleichen Kräfte, die gleichen Gesetze zur Erscheinung kämen; daß man nicht nur die stetige Bewegung der Himmelskörper zu erklären und zu berechnen vermöge, sondern auch Mittel habe, auf die Stoffe, aus welchen sie bestehen, sichere Schlüsse zu ziehen; daß im unendlichen Raume die Bedingungen zur Bildung von Welt- und Sonnensystemen überall da gegeben seien, wo in Folge von Anziehung der Teilchen sich die feine kosmische Urmaterie sammle, verdichte, erhitze; daß das bewaffnete Auge der Astronomen und Naturkundigen für alle Stadien dieses Weltbildungsprozesses deutliche Beispiele beobachten könne. „In den Lichtnebeln und Nebelflecken des Sternenhimmels", fuhr ich fort, „erkennt man die erste Ballung des Urstoffs, leuchtende Gasmassen mit beginnender Verdichtung. Einst war auch unser ganzes Planetensystem ein solcher Lichtdunst. Aus dem glühend-gasförmigen Zustande ging er über in glühend-flüssigen, und sein zentraler Kern war die nachmalige Sonne. Bei Wärmeausstralung in den kalten Weltraum begann er sich abzukühlen, zog sich zusammen, beschleunigte seine Bewegung. Von der noch einheitlich rotierenden Masse lösten zuerst Ringe sich ab, zerrissen, ballten sich wieder zu selbstständigen, um den großen Zentralkörper rotierenden Körpern, wurden Planeten. Und bei ihnen selbst wiederholte die Ringbildung sich; so entstanden ihre Begleitsterne oder Trabanten, die Monde. Aus dem glühend-flüssigen Zustande, dem weißglühender Kugeln, als welche wir die meisten Fixsterne zu betrachten haben, erfolgt nun bei fortdauernder Abkühlung der Uebergang in ein drittes Stadium, das der allmählichen Entstehung einer kalten, nicht leuchtenden Oberfläche, der Beginn der Schlackenbildung. In diesem Uebergang scheinen diejenigen Fixsterne begriffen zu sein, deren Färbung wir rötlich

sehen. Wo die Erkaltung, die Erstarrung der Oberfläche weiter fortgeschritten ist, da haben wir eine feste Kruste des Körpers, wie auf unserer Erde.

„Nichts als Bewegung ist das All, nichts als Leben. Auch die Fixsterne stehen nicht still, wir beobachten viele in langsamer Strömung begriffen. Was wir als physikalische Kräfte bezeichnen, sind nur wechselnde Formen einer einzigen Kraft. Auch im scheinbar Starren und Toten ist Leben; die mineralischen Gebilde selbst sind lebendig, streben beständig dahin, die kleinsten Teile der Materie zu gesetzmäßigen Formen zu ordnen, zu Krystallen. Aber aus der Natur, aus dem was uns als Materie erscheint, den Geist zu gebären, ist wohl ewiges Streben und That des lebendigen Alls, und wer weiß, wie oft, in welchen Formen, wo überall sich dies wiederholt hat. Nur das läßt sich nicht bestimmen, ob zur Zeit auf einem Körper unseres Sonnensystems organisches Leben, also Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, vorhanden ist, außer auf der Erde. Es scheint wohl, daß unser Planet dafür mit günstigeren Bedingungen ausgestattet ist als irgend ein anderes der uns nahen Gestirne. Der Mond ist ohne Atmosphäre, ohne Lufthülle und somit ohne Wasser. Ob Atmosphäre und Sonnennähe auf dem Planeten Merkur organisches Leben zulassen, bleibt zweifelhaft. Unser lieber Abendstern, die Venus, könnte vielleicht bewohnt sein; aber wahrscheinlich bedingt die Stellung seiner Achse Temperaturverhältnisse, welche für Geschöpfe unserer Art unerträglich sein müßten. Unser äußerer Nachbar, der Mars, hat allerdings nach Oberflächenbeschaffenheit und Wärmeverhältnissen mit der Erde große Aehnlichkeit; und so wäre denkbar, daß dort ein Schauplatz organischen Lebens ist. Dagegen hat man am Jupiter Erscheinungen beobachtet, aus welchen der Schluß folgt, daß dieser größte Planet zur Zeit noch glutflüssig ist, und daß er beständig Dämpfe ausstößt, welche in Folge der Drehung an seiner Scheibe als Bänder gesehen werden. Den Körper des Saturn wird man sich ebenfalls als stark erhitzt und flüssig oder elastisch denken müssen. Uebrigens hat der Saturn die Ringe noch, von denen ich vorhin gesprochen habe. Auch die Oberfläche des Uranus scheint noch nicht erstarrt zu sein. Zudem beträgt seine Entfernung von der Sonne schon nahezu 400 Millionen Meilen, so daß Licht und Wärme von dorther für Belebung allzudürftig ihm zukommt. Und Aehnliches gilt vom Planeten Neptun. Die Sonne selbst aber, der unser System regierende Fixstern, ist glutflüssig und umwogt von glühenden Gasmassen und metallischen Dämpfen. Freilich bemerkt man an ihrer Scheibe in regelmäßiger Folge wiederkehrende Flecken; und Einige meinen, das werde nichts Anderes zu bedeuten haben, als den Beginn einer Schlackenbildung, den Beginn eines Erstarrungsgürtels. Und wir wollen nur wünschen, mein lieber Freund, daß ein solcher Prozeß dort oben recht langsam vor sich gehe; denn das zeigt uns an, daß das Leben auf der Erde einmal ein Ende nehmen und unser Planet ein schweigendes Grab unzähliger Geschlechter sein wird, wenn nämlich in fernen Jahrtausenden die Sonne einmal aufgehört haben wird uns zu leuchten. Auch wäre es möglich, daß die Erdkugel selbst bei allmälicher Verminderung ihrer eigenen Flugkraft endlich in die Feuermasse der Sonne stürzen würde, um dort aufgezehrt zu werden.

„Wie das aber auch kommen mag, so viel ist gewiß, das Leben des Alls erstirbt nicht; und wenn hier eine Welt in Trümmer sinkt und ein Sonnensystem in Nacht, so sind dort neue Welten, neue Sonnensysteme im Werden, aus einerlei Kraft, aus einerlei Willen, jedes für sich notwendig und notwendig dem Ganzen."

An meinem Zuhörer, am atemlosen Schweigen, mit dem er mir folgte, merkte ich, wie mich selber die Größe des Gegenstandes ergriffen hatte. In mir stürmte die Rede, und die Stimme war mir gewachsen. Und auf dem bleichen Gesichte des Bergmanns lag etwas vom Frieden und von seliger Lust der Erkenntnis. Nur als ich vom Ende des Erdenlebens sprach, sah ich, daß auch den einfachen Menschen ein Gefühl der Trauer erfaßte. Und indem er bemerkte, das klinge wie alte Sagen, aber sei doch nicht Aberglauben, sondern nun habe Alles Zusammenhang und sei begreiflich, setzte er, wie um sich selber zu trösten, hinzu, der liebe Herrgott werde, wenn die Erde denn untergehen müsse, doch ein schöneres Gestirn sich vorbehalten haben zum Aufenthalt und Fortleben für die Seelen der Menschen.

Ich schwieg. Den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in ihm zu erschüttern, hielt ich mich nicht für berechtigt. Denn den Ersatz für diesen freundlichen Traum des Herzens, den Ersatz durch Leben in geistiger Arbeit, bei unermüdlichem Ringen in einem Kampfe, der furchtlos nichts will als die Wahrheit und die ganze Wahrheit, der entsagend das Gute sucht um dessen selbst willen — wie hätte ich seinem Tagwerk, seiner Einsicht ihn bieten können! Fortwirkungslos war darum doch nicht, was ich in ihm bewegt hatte; und er wußte bereits mehr, als er ahnte.

Indessen auch eine Geberde der Zustimmung machte ich nicht. Vielleicht aber hatte er eine solche erwartet. Denn auf seine Lippen drängte sich näher und näher ein Zweifel aus dem Grunde der Seele hervorquellend, eine Bitte wie um Rettung unentbehrlicher Fundamente ihres Glaubens. Und von einer Last sich befreiend, brachte er zögernd die Frage hervor: „Aber etwas halten Sie gewiß auch auf Religion?"

„Religion ist das Höchste", antwortete ich, „und ich ehre sie überall, wo sie aus dem Herzen kommt und den Menschen befreit von Hochmut und Selbstsucht. Aber ihrer Formen sind viele, und nicht jede eignet sich für alle Stufen der Erkenntnis. Ich will Euch sagen: die Religion, die Ihr habt, ist nicht die meine; und die Religion, zu der ich mich bekenne, bedarf keines Priesterstandes. Aber Lehrer und Seher haben wir auch; und damit Ihr eine Vorstellung bekommt, welcher Art ist, was wir bekennen, will ich Euch einen schönen Spruch sagen. Den könnt Ihr Euch merken. Er heißt: „Wo das Menschliche waltet gegen das Rohe, Wilde, Böse, da ist Gott. Insbesondere auch da, wo geforscht wird." Und ein anderer: „Sei gut! Lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! Diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise!" Denn ein herrliches Ganze ist doch diese Menschenerde, in ihrer reichen Schönheit und stillen Ordnung, in den Kräften der Liebe, die aus ihr quellen. Und wenn nach den Sprüchen, die ich Euch gesagt habe, ein Jeder thut, so versiegt viel Elend und beginnt besseres Leben für Alle. Dann vermögen auch Alle sich zu freuen an Mitteilung der Wahrheit, wie wir Beide jetzt unter einander uns gefreut und ein Mittel gefunden haben, wobei man vergißt, daß das Leben vergänglich ist, daß Zeit und Stunde verrinnt."

Der Bergmann atmete tief auf. Dann nahm er meine Hand: „An den Abend will ich denken und an Sie, lieber Herr! Heut ist's hell geworden in mir; und ich hab' eine Freude, als hätt' ich einen Schatz gefunden im Bergwerk."

Die Stunden waren verflogen. Denn als wir, auf direkteren Steigen zurückkehrend, die Pforte des Eingangsstollens wieder erreichten, war es eilf Uhr geworden, und der Oberbeamte stand draußen mit der Laterne und rief mir zu: „Sie haben mir Sorge gemacht! So lange auszubleiben! Wo seid Ihr denn hingeraten?"

„In den Tiefen der Erde sind wir gewesen und in den Fernen der Zeit! Kommen Sie, von dem Mann, den Sie mir mitgegeben haben, muß ich Ihnen erzählen!"

Und wir saßen zusammen bis spät in die Nacht, und wieder klangen die Gläser gar freundlich. Des andern Morgens aber nahm ich einen Bogen Papier und schrieb die versprochene Tabelle; und an den Rand setzte ich die beiden Sprüche nebst dem Namen des Schriftstellers, von dem sie herrühren. Dann schnürte ich das Ränzchen und nahm von meinem Wirte herzlichen Abschied. Die Luft war kühl und der Himmel helle; ich stieg aufwärts zum Joche. Aber noch öfter wendete ich mich um und schaute zurück nach den schlichten Häusern und gedachte des Bergmanns, mit dem ich gesprochen hatte.

Der Naturalismus in der Musik.

Von O. Bie.

Wie die Architektur als diejenige Kunst aufzufassen ist, welche die in der Natur herrschenden harmonischen Verhältnisse und Maße für den Sinn des Auges, d. h. im Raume, zur künstlerischen Ausbildung bringt, so ist auch die Musik zunächst nichts anderes, als die künstlerische Manifestation derselben Harmonie für den Sinn des Ohres, d. h. in der Zeit oder im Nacheinander. Beide Künste sind zunächst nicht darstellend, beide ohne Ausdruck. Der Ausdruck und die Dar-

stellungsfähigkeit kommt in dieselben erst durch andere Bedingungen, die sich an ihre Grundlagen knüpfen. Denn da jene harmonischen Verhältnisse nie in ihrer theoretischen Reinheit in der Natur auftreten, sondern erst eine Abstraktion sind, so werden durch ihre Erscheinung stets Analogien wachgerufen. Bei der Darstellungsfähigkeit der Architektur spielen nur diese eine Rolle, was im Einzelnen hier nicht verfolgt werden kann; bei der Musik aber treten zu den Analogien, die zwischen den Verhältnissen der Töne und der übrigen Erscheinungswelt bestehen, noch andere Faktoren, wie der Rhythmus und die Möglichkeit den Tönen Worte unterzulegen, hinzu, um ihre Ausdrucksfähigkeit auf das höchste zu steigern. Daß die Musik zu der Stellung gelangte, die sie jetzt als ausdrucksvollste Kunst einnimmt, ist also nur dem starken Zusammenwirken der genannten drei Faktoren zu verdanken. Um ein Beispiel zu wählen, so ist der Walzer aus folgenden drei Gründen der Ausdruck einer fröhlichen Tanzstimmung: 1) weil die in ihm niedergelegten Harmonien- und Melodienwechsel durch unzählige, zugleich wirkende Analogien aus der übrigen Natur in uns die Empfindung einer leichten, angenehmen Bewegung hervorrufen, 2) weil der schaukelnde, leichtfließende Rhythmus das Element des Tanzes vergegenwärtigt, und 3) weil die etwa untergelegten Worte sowohl über die Empfindung, welche mit dem Ganzen, als die, welche mit den einzelnen Teilen verbunden ist, uns nicht im Geringsten im Unklaren läßt.

Die Geschichte der Musik setzt sich nun aus dem Kampfe zusammen, welchen dieses darstellende Element der Musik behufs seiner Emanzipation gegen jenes architektonische führt. Lange Zeit hindurch herrschte nur das letztere; es war die Periode, in welcher die Formen der polyphonen Musik — hauptsächlich in der niederländischen Schule — ihre Blüte feierten. Allmählich aber — infolge der bedeutenderen Stellung, die mit der Zeit der Text in den Chorwerken und neu entstehenden Opern einnahm, und der immer wachsenden Fähigkeit, Empfindungen aus Analogien zu übertragen — gewann die darstellende Musik ein entschiedenes Uebergewicht: die Musik wurde die Kunst der Empfindung. Ein großer Schritt auf dem Wege der wachsenden Darstellungsfähigkeit der Musik war die Emanzipirung der Instrumentalmusik; denn um durch diese, in der für die mangelnden Textworte die Klangfarbe der einzelnen Instrumente keinen gleichwertigen Ersatz bietet, Empfindungen zu erwecken, ist eine Abstraktionsfähigkeit im Hörer erforderlich, welche nur das Resultat jahrhundertelanger Erfahrung sein kann. In dieser Entwickelungsreihe ist die interessanteste Gestalt Beethoven: er war der erste, bei welchem das übermächtige Gefühl der Darstellungsfähigkeit durch die Musik den Dichter der Tonkunst ihrem Architekten ebenbürtig an die Seite stellte. Was aber bei ihm noch in den Grenzen der Tradition verharrte, sprengte bei Berlioz jede Fessel: dieser stellte in seiner bekannten Theorie der Tonmalerei das darstellende Element der Musik als Prinzip der Kunst auf.

Welches ist der Standpunkt, den an dieser Stelle die Entwickelung der Musik erreicht hat? Es ist der des Naturalismus. Denn die Musik ist nach obigen Bemerkungen zunächst — wie die Architektur — eine idealistische Kunst, d. h. sie geht von innen nach außen, von den abstrahirten harmonischen Maaßverhältnissen zu der konkreten Erscheinungswelt der übrigen Natur, — im Gegensatze zu den darstellenden bildenden Künsten, welche ihren Ausgangspunkt in den körperlichen Erscheinungen der Außenwelt haben, d. h. realistisch sind. Das allmähliche Ueberwiegen des darstellenden Elementes in der Musik über das architektonische ist also identisch mit dem Kampf des Naturalismus gegen den Idealismus — eine Entwickelung, deren immanentes Ziel in der Theorie von Berlioz verkörpert ist. Berlioz ist also der Künstler, in welchem die Musik als eine naturalistische, durchaus darstellende Kunst erscheint, bei der das architektonische Element nur Mittel zum Zweck ist. Die poetische Seite der Musik ist also die herrschende. Aber während bei Beethoven der dichterische Gedanke nur als Träger der Empfindung auftrat, fungiert er bei Berlioz als Ueberführung zur Außenwelt und die Musik wird eine beschreibende Dichtkunst, welche mit Tönen, statt mit Worten redet und sich sogar nicht scheut, ganz außermusikalische Dinge der Natur realistisch nachzuahmen. Das von Berlioz konstruierte moderne Orchester war im höchsten Grade dazu angethan, die Musik als eine beschreibende Kunst zu fördern. Berlioz' Revolution war nun das Signal zu einer neuen Periode der Musik, der naturalistischen. Seine Ideen wurden namentlich durch Liszt nach Deutschland gebracht, wo sich in dem Neu-Weimar-Verein der Keim zu einer neuen Richtung, der neudeutschen Schule, bildete. Freilich, wie bei jeder Revolution, wurden auch bei dieser gar bald die Extravaganzen ihres Gründers auf das richtige Maß zurückgeführt; aber, wenn auch Berlioz' Theorie der Tonmalerei und Anlehnung an die außermusikalische Welt im Sinne der Programmmusik — in Deutschland wenigstens — prinzipiell abgelehnt wurde, so blieb doch der Geist des Naturalismus völlig Herrscher. Dieser zeigt sich in der starken Betonung des poetischen Elementes in der Musik, wie sie namentlich von Wagner geübt wurde; er zeigt sich in der Reform der Oper und überhaupt in der Hervorhebung des Dramatischen; er zeigt sich in der plastischen Leibhaftigkeit der begleitenden Musik, wie sie durch Wagner's Leitmotive gestaltet ist; er zeigt sich in dem Hange zur charakteristischen Musik, welcher teils durch die Ausbildung der Komik, teils durch die Hinzuziehung exotischer Nationalweisen ein reiches Feld eröffnet worden ist; er zeigt sich in der Bildung zahlreicher neuer Akkorde und Akkordfolgen, welche größtenteils nur durch Abstraktion aus den traditionären zu erklären sind; und er zeigt sich endlich in der besonders durch Wagner ausgebildeten starken Individualisierung der Stimmen, woraus allein ein Grundelement der modernen Richtung, die Chromatik, abzuleiten ist. Dieser Naturalismus ist also der Boden, auf dem sich die Zukunft unserer Musik abspielen soll; sein konservativer Gegner heißt nun nicht mehr Idealismus, sondern Schematismus.

(Allgem. Musikzeitung v. O. Leßmann).

Münchener Kunst-Chronik.

Von Hans Frank.

In Paris werden jetzt die großen Kunsttreffen im „Salon" geliefert. Es ist Mitte Mai 85! Auch der Münchner Kunstverein zeigt sich frischer, saftvoller, als gewöhnlich. Es durchzieht wie Frühlingsluft seine Räume, die Greisenhaftigkeit scheint einer Verjüngung gewichen. Das Beste der Wochenausstellung ist eine Grabfigur zwar, aber ein Werk von so intensiver Empfindung, so schrankenbrechender Kraft, daß man von schmerzvoller Lust gepackt, von wonnigem Leid durchschauert wird. Und diese kunstgeadelte Wollust des Schmerzes stimmt sehr gut mit unserer nordischen Frühlingswelt.

Johannes Hoffart heißt der Urheber dieses ergreifend schönen Bildwerkes. „Ein Gruß" ist's betitelt. Ein Weib von göttlichen Leibesformen, Haupt und Schultern vom Schleier umwallt, schwebt heran, stützt sich mit dem rechten Knie auf die gebrochene Grabsäule und läßt mit vorgestrecktem nackten Arm aus der wundervoll modellierten Hand Rosen auf die Schlummerstätte des Geliebten fallen. Der Ausdruck des Kopfes in Haltung und Physiognomie ist meisterhaft. Nichts Schablonenhaftes, nichts Angelerntes, alles natürlicher Empfindungsausdruck, individuelle Wesensharmonie. Gliederung und Gewandung technisch vollendet. Der junge Meister hat sich mit diesem vorzüglichen Werk in die erste Reihe der Münchener Bildhauer gestellt. Er trachte, seinen Platz zu befestigen durch neue Werke von gleicher Wahrheit und Schönheit!

Sehr zu loben ist, daß Johannes Hoffart zur Erhöhung der Stimmung ein Dichterwort in die zerbrochene Säule eingegraben hat. In halb verwitterter Schrift treten uns die bekannten Verse aus Chamissos „Frauenliebe und -Leben" entgegen: „Geliebet hab' ich und gelebt — da hab' ich dich und mein verlornes Glück, du meine Welt!" und in uns'rer Seele zittert der Nachklang der schwermütigen Schumann'schen Musik.

Bravo! Es ist so selten, daß sich unsere Maler und Bildhauer bei ihren Schöpfungen erinnern, daß es auch eine ebenbürtige Schwesterkunst deutscher Dichtung gibt, die nicht bloß im Goldschnittband und im Notenheft stehen will!

Von neueren Malwerken sind zwei Bilder von Wenglein mit Auszeichnung zu nennen: eine Waldpartie und eine Mooslandschaft, beide in entzückend treuer Wiedergabe der vaterländischen Natur. Wengleins Pinsel weiß wie wenige andere die Poesie der Heimat, den intimen Stimmungszauber der bayerischen Landschaft wiederzugeben. Drei Stücke sind unübertrefflich: die naturalistische Feinheit der Luft, die charakteristische Bildung der Wolkenzüge, die Visionen der Ferne; das macht ihm nicht leicht ein anderer Landschafter nach. — Wie weit steht hierin der geschickte Berninger gegen Wenglein zurück! Mit all' seinem Aufwand an farbenprunkendem Pathos läßt uns sein exotisch berauschter Pinsel doch kühl bis an's Herz hinan. Sein „Alpenglühen" und seine „Abenddämmerung bei Sorento" sind zwar gut gesehen, aber nicht empfunden. Wenglein hat seine Natur durchgelebt, Berninger hat sie nur abgeguckt; Wenglein bleibt stets diskret, Berninger übertreibt und wird aufdringlich. — Körner liebt es, wie Berninger, in die bunte Ferne zu schweifen und uns diesmal aus „Kairo" ein süßliches Dämmerbild zu bringen, das sich sehr gut zu lithographischer Vervielfältigung und entsprechender Verwendung als Konditorei-Etiquette eignet. Die Zuckerbäcker brauchen auch ihre Leibmaler! — Wie kraftvoll muten uns dagegen Andersen-Lundby und Stramstadt an, obgleich auch sie zuweilen die Natur mehr mit der mechanisch geschulten Hand als mit dem Herzen erfassen. Andersen-Lundby hat bei ausgesprochenster Begabung den Charakterfehler, zuweilen sich nicht zu scheuen, seine Kunst wie einen technischen Reproduktions-Mechanismus zu handhaben. Malerei und Malmaschinenarbeit ist zweierlei. Das Eine ist Kunst, das Andere noch nicht einmal Kunstgewerbe. — Zwei sehr schöne Jagdstücke bringt Guido v. Maffei. Die sonnenflimmernde, saftiggrüne Belaubung, wie die ganze Behandlung der Waldszenerie und der Hintergründe verrät gewissenhaftes Naturstudium und hochentwickelte Empfindung für landschaftliche Stimmungsreize. — Aufmunterung verdient Lucia v. Gelder für eine stramm gezeichnete, scharf beobachtete Betergruppe. Wenn die Behandlung der Farbe einmal mit der Beherrschung der Formen Schritt zu halten vermag, wird's brillante Bilder geben. Vorläufig sind's noch harte koloristische Experimente, die gemischte Gefühle erwecken. — Die neuesten Genrebilder von Spitzer, der um jeden Preis humoristisch sein will, von Baumgartner, Merck, Paul Wagner u. A. sind zwar nette Illustrationen, farbige Vignetten zu anspruchslosen Anekdoten, aber eigentlich moderne Kunstwerke von selbstständigem Werte, die herausgeboren aus einer Fülle von Naturbeobachtung und einem unablässig ringenden individuellen Schöpfergeiste, sind es doch nicht. Auch das fehlt noch den Ausstellungen des Münchener Kunstvereins: das Gefühl des feurigen künstlerischen Wettstreites, des frischen, fröhlichen Kampfes! Alle diese Malereien hängen so stillvergnügt an den Wänden, plauschen so gemächlich von der Güte der alten Rezepte und von der Selbstzufriedenheit der Schule, als säßen ihre Verfertiger in einem akademischen Austragstüberl mit einer auskömmlichen Leibrente — und als gäbe es keine Schlachten des Geistes mehr zu schlagen, keine neuen Triumphe zu gewinnen — — und in der Welt der deutschen Kunst regierte der ewige, selige Friede. Ein Gläschen Schlummerpunsch gefällig, Frau Nachbarin?

Litterarische Kritik.

Lieb' und Länder. Nationale Erzählungen von Emmy v. Dincklage.*)

Von ihren zahlreichen Romanen und Novellen stelle ich die zwei Bände „Emslandgeschichten" (Leipzig bei W. Friedrich) am höchsten. Da sind Sachen von einer Kraft und Schönheit sondergleichen. Unsere angesehensten Novellisten, Storm, Raabe, Heyse und wie die alten „Novellenkönige" unserer Familienblätter und Leihbibliotheken alle heißen, haben nichts Besseres geschrieben. Unsere vortreffliche Emmy v. Dincklage ist die männlichste unter den weiblichen Fabulisten. Daß sie nicht in erster Linie steht, hat verschiedene Gründe. Einmal: sie hat neben vorzüglichen kurzen Sachen langatmige schwächere Sachen gebracht und dadurch die leichtvergeßliche Kritik verwirrt; zum andern: sie ist eine zu vornehme, solide Natur, um bei allen Rezensenten ihrem Ruhme nachzulaufen und Spektakel für sich machen zu lassen, wie es andere fabulierende Männlein und Weiblein mit größerem Namen und kleinerem Talent zu thun pflegen. Der schnelle Erfolg bei der Masse hängt sich an den Betriebsamsten.

Allein der Markt- und Zeitungserfolg entscheidet ja in unseren Tagen nicht mehr über den inneren Wert eines Kunstwerks. Wir haben es erlebt, daß der größte, aber geschickt zugerichtete und pfiffig empfohlene Schund den besten Absatz erzielte. So wird man später gewitzter werden und vorsichtiger in Wahl und Enthusiasmus; denn auf die Dauer verfängt die schöngeistige Betrügerei doch nicht, zumal wenn sich die Kritik zu größerer Rücksichtslosigkeit gegen den Autoritätsschwindel und Modeaberwitz aufrafft. Dann werden wie für viele andere heute auf dem Markt und in der Zeitung Kaltgestellte auch für die Novellistin Emmy v. Dincklage die Tage warmer Anerkennung und lauter Ehren anbrechen. Wir beschränken uns darauf, im Nachfolgenden eine kurze Analyse der behandelten Stoffe zu geben, das Reintechnische der Schätzung kluger Leser überlassend.

1.

„Surwolds Hues", so betitelt sich die erste Novelle — die eigenartigste, charakteristischste von den dreien des vorliegenden Bandes. Spielt in den Emslanden, der Heimat der Dichterin. Daher unzweifelhaft das Wurzelhafte, Starke, Herzerfüllte, Markige. Die Dichterin ist mit überquellender Seele bei der Sache und arbeitet mit der Ueberlegenheit absoluter Kennerschaft.

Der oberste Richter und Zwingherr von Emsland, der Gogreve, ein alter, aufgedunsener, versoffener Wanst, haust auf seiner Burg Nienhues. Ihm zur Seite, seinen Haushalt führend, steht seine junge blonde Schwägerin, schön und walkürenhaft von Gestalt, hartherzig und grausam von Sinn. Sie beherrscht den Alten ganz und gar und gilt daher als seine Geliebte. Sie treibt ihn zu immer neuen Gewaltthaten und Erpressungen gegen das arme Volk und nimmt von jedem Raub ihren Löwenanteil, denn sie sammelt sich einen eigenen Schatz. Daher ist sie vom Volk gehaßt und heißt „die böse Beatrix." Die Gährung im Volke wächst und die Priester gehen mit demselben und raten zu offenem Aufruhr. Der Dechant versagt der bösen Beatrix vor versammelter Gemeinde den Tisch des Herrn, indem er die Unthaten, welche man ihrem Einfluß auf den Gogreve zuschreibt, aufzählt. Wütend kehrt sie in die Burg zurück und verlangt Genugthuung vom Alten, läßt sich aber dieselbe allgemach durch Geld und Geschenke abhandeln. Zwei Blutknechte des Gogreven ermorden einen alten wehrlosen Schäfer, dessen Sohn Koop stellt sich an die Spitze der aufgebrachten Bauern und die Fehde geht los. Beatrix reitet allein und unbewaffnet unter dieselben und versucht sich zu rechtfertigen, sie zu beruhigen durch Versprechungen und Austeilung ihres Schmuckes unter die Weiber. Koop aber tritt ihr trotzig entgegen. Sie sehen sich an, finden sich gleich kampfesmutig, ebenbürtig, lieben sich. Koop bleibt sich aber treu und kämpft seine Leidenschaft für Beatrix nieder. Er bindet sie und ersticht sie später. Nach beendeter Fehde wird er zum Rad verurteilt. Beatrix ist nicht tot, siecht aber an der Wunde, die sich nicht schließt. Sie gilt immer noch als die ärgste Feindin Koops. Wie er bereits auf's Rad geflochten ist, läßt sie sich zu ihm tragen, um sich an seinem Ende zu weiden, wie das Volk glaubt, in der That aber, um ihm den Brautkuß zu geben und ihn zur Abkürzung des Todeskampfes mit ihren Zöpfen zu erdrosseln. — Zur selben Stunde stirbt auch sie.

2.

Der Jettatore. Etwas stark phantastisch angehauchte Geschichte, die in Venedig spielt. Der als Jettatore berüchtigte Held ein italienischer Prinzipe, die Heldin eine in reiferen Jahren stehende adelige, sanfte, blonde, deutsche Jungfrau. Sie verbringt jedes Jahr einige Monate in Venedig, wo sie in der besten Gesellschaft verkehrt. Bei Gräfin Violante, einer Freundin, lernt sie deren Cousin, den Jettatore, kennen. Scheu fliehen ihn alle, der Unheilbringer ist ihnen verhaßt. Dieser inhumane Aberglaube reizt Viktoria, das Unglück des Prinzipe erregt ihr Mitleid und sie beschließt, all' diesen abergläubischen Narren zum trotz, offen seine Freundin und Trösterin zu sein. Bald steht sie auch ganz im Banne der schwarzen Augen und glühenden Blicke des unheimlichen, unwiderstehlichen Riccardo Donatelli. Ihr Diener Giovanni, der sie um ihrer und des schönen Verdienstes willen liebt, bemerkt dies mit Grauen und Entsetzen. Er stellt alle möglichen drolligen Manöver an, um den Prinzipe nicht an seine Herrin herankommen zu lassen. In dieser Figur ist der verschmitzte, abergläubische, gutmütige, naive, habgierige d. h. alles zu seinem Vorteil wendende Italiener ganz vortrefflich gezeichnet. Ueberhaupt macht die Verfasserin in Zeichnung der italienischen

*) Illustriert v. E. Roeber und Ed. Kämpffer. Düsseldorf 1885. Verlag von Felix Bagel.

Gesellschaft nicht den geringsten Schnitzer, wie das andern deutschen Italiaschwärmern so häufig passiert. — Der Prinzipe also kommt doch an sie heran. Er war in seiner Kindheit von einem alten Onkel adoptiert, dessen Titel und ungeheures Vermögen er erben sollte. Später aber verheiratet sich der Alte wieder und bekommt einen Sohn. Dadurch ist unser Held aufs Trockene gesetzt. Er bekeidet ein Staatsamt und lebt einsam und als Jettatore gemieden für sich dahin, in tiefem Groll gegen die ungerechte, abergläubische Welt. In diesem Stadium tritt er in unsere Geschichte. Das gute sanfte Wesen der blonden Deutschen macht einen tiefen Eindruck auf ihn. Sie nimmt sich seiner in jeder Weise an. Er schüttet ihr sein Herz aus und bittet um ihre Hand. Vier Wochen Bedenkzeit. Inzwischen stirbt der Sohn des alten Onkels, und er wird wieder der reiche Erbe. Einige kleine Mißverständnisse und Intriguen zwischen den Liebenden. Viktoria glaubt verzichten zu müssen, aber da kommt er und holt sie nach Rom in seinen Palast. Zu dem unheimlich-tragischen Anfang der Geschichte paßt dieser versöhnliche Schluß unserem Gefühle nach nicht ganz. Das Ende müßte ein herber Mißton sein, kein hochzeitlicher Flötenlaut. — Mais enfin!

3.

Der Kampf bei Chatanooga. Hans Adam von Dahlen erzählt Miß Evans, einer hübschen jungen Amerikanerin, um ihr Interesse zu gewinnen, eine Geschichte, die er am Abend vorher niedergeschrieben. Die Geschichte heißt: Der Kampf bei Chatanooga.

Studien halber kommt von Dahlen nach Amerika. Er ist Thüringer. Durch Anflug heimischen Dialekts macht er in Elevator die Bekanntschaft eines Sonderlings, der sein Freund wird. Robby Keru lädt ihn ein, mit ihm die Südbahn zu befahren, besonders die Strecke von Cincinatti nach Chatanooga. Die Reise geht vor sich .... Aber, bester Leser, ich wäre ja der helle Narr, wenn ich fortführe, dir das Buch zu erzählen! Was hätte ich schließlich davon und was die Dichterin? Geh' hin, kauf' dir's, oder wenn du dem Laster der Leihbibliotheken fröhnst, borg' dir's! „Lieb' und Länder" enthält die kostbarsten Stücke deutscher Erzählungskunst realistischer Gattung neben wenigen Abirrungen in die Schauerphantastik pikanter Fabulierkunst. Wie ich dich kenne, verdorbener deutscher Leser, werden dir die Abirrungen natürlich am besten gefallen. Jedem das Seine!

Ignotus.

Epigramme.

Von Alfred Nobiling.

An einen Arzt.

Du hieltest nicht die richt'ge Ordnung ein,
Im Leichenzuge gingst du hinterdrein.
Sonst geht's doch so, — die Wahrheit ist nicht arg —
Zuerst kommst du, dann kommt der Sarg.

Mit vereinten Kräften.

Fünf Aerzte hielten bei Metella Rat
Und von den Worten kam es auch zur That —
So ist die rüst'ge Frau, sträubt' sie sich auch dagegen,
Vereinten Kräften endlich doch erlegen.

Die Büßerin.

Unsel'ges Kind, dich drücken schwer die Sünden,
Daß du nicht Ruhe kannst im Schlafe finden!
Drum kommt wohl auch zu dir — bei Gott, ein edler Mann! —
Zur Nachtzeit noch der würdige Kaplan.

An einen Biedermann.

Es geht dein Blut in wilden Wogen,
Daß über dich man so gelogen.
Sei froh! Wie müßtest du erst klagen,
Thät man von dir die Wahrheit sagen!

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Wien, im Mai 1885.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Angeregt durch die in Nr. 17 erschienene Kritik der typographischen Ausstattung des bei Knorr und Hirth in München gedruckten „Bismarckliedes", habe ich mich, der ich selbst Heraldiker von Fach bin, darüber gemacht, das fragliche Wappen zu suchen. Es ist wohl für viele Leser von Interesse, wenn ich das Ergebnis meiner Forschung hier in Kürze mitteile. Ob das von Knorr und Hirth unter das Bildnis Bismarcks gesetzte Wappen mit dem gefeierten Reichskanzler etwas zu schaffen hat, mag dann jeder Unbefangene selbst entscheiden. Das Wappen dieser famosen Festzeichnung zu Bismarcks Ehren gehört nämlich zu dem Porträt des — Sigismund Bathory, Fürsten von Siebenbürgen, der Moldau und Walachei, welches Egidius Sadeler, ein sehr geschickter und einige Zeit in Rudolf II. Diensten gestandener Kupferstecher dem genannten Fürsten im Jahre 1607 gewidmet hatte!

Daß diese Entdeckung hier in Fachkreisen besonders viel Spaß gemacht hat, können Sie sich denken, zumal da man draußen im Reich besonders uns Oesterreichern alle möglichen Flüchtigkeiten und Ungereimtheiten vorzuwerfen pflegt. Und nun kommt eine berühmte typographische Firma der Kunststadt München und setzt auf einen Festdruck zu Ehren Bismarcks das Wappen eines siebenbürgisch-walachischen Fürsten aus dem XVII. Jahrhundert! Weiter kann man doch die Ausschlachtung des „Formenschatzes" der Vergangenheit, aus dem benannte Firma schon so ungeheuere Vorteile gezogen, gewiß nicht treiben, — besonders in einer Stadt, wo es Hunderte von begabten, aber mittellosen jungen Künstlern gibt, die bei solcher Veranlassung um das billigste Honorar etwas Originales geleistet hätten! Aber die liebe Schablone kostete eben gar nichts. — — Soviel ist sicher, daß wir bestverleumdeten Wiener im Falle einer analogen Feier einen so gröblichen Schnitzer nicht begehen würden, wie er in München um der kostenlosen Verwertung eines vorhandenen Klichés willen von einer ersten Firma gemacht worden ist.

Mit der Versicherung u. s. w.

Dr. F.

Geehrter Herr Doktor! Ein Abonnent stellte jüngst auf S. 325 die Anfrage: „Ist es vom sittlichen Standpunkte aus statthaft, daß u. s. w.?" Ich antworte hierauf: Nein, mein Herr Abonnent, es ist nicht statthaft! Warum? Weil die Familienmitglieder unter allen Umständen auch Menschen sind sozusagen — und schwache Augenblicke haben können. Wir sind vom sittlichen Standpunkte aus verpflichtet, auch das Schicklichkeitsgefühl Anderer zu hochachten. Und es gibt noch sittsame Kellner und andere moralisch tadellose Hotelbedienstete, deren Empfindung respektiert werden muß, mein Herr! Zum Schlusse wie der Dichter sagt:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!

Und diese gibt es, Gott sei Dank, in jeder Lebensstellung und auch auf Reisen, mein Herr! Sind „Tochter, Mutter oder Schwester" solche, so werden sie sich selbst in ihrem Innern die richtige Antwort geben und auch das „Gerede der Leute" nicht gleichgiltig hinnehmen. Womit ich verbleibe

Ihre

ergebene S. S.

Der aufrichtige Maler.

Von Geophil.

Dutzendfach malt' ich wohl schon das reizende Fleisch meiner Ella,
Hinterwärts, vorn, im Profil, halb oder gänzlich entblößt.
Nannte „Susanna" sie bald, bald „Phryne" und „Nymphe" und „Venus",
„Wahrheit", „Tag" oder „Nacht", „Schamhaftigkeit" und so fort.
Heute malt' ich sie wieder, doch fehlt mir leider ein Titel —
Nenn' ich beim Namen das Kind! heiße das Bild: „Ein Modell!"

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.